

(Nachdruck verboten.)

93]

## Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

Obgleich Mederic diese Vorsicht für unnütz erachtete, so befolgte er den Rat doch. Am folgenden Tage ging er nach Thuit, den Onkel Sibourdel zu bitten, sich nach Paris zu begeben, um Droche die Verteidigung seiner Nichte anzuvertrauen.

Aber schon nach den ersten Worten rief Sibourdel, der sich gerade mit seiner Frau beim Mittagessen befand:

„Wenn die Person, von der Sie sprechen, gethan hat, was man sagt, so ist sie nicht mehr meine Nichte, ich verleihe sie.“

„Und wenn sie es nicht gethan hat, muß sie nicht verurteilt werden?“ erwiderte Mederic unwillig.

„Wenn sie es gethan hat, so muß sie geköpft werden,“ sagte die Frau in einem Tone, der verriet, daß ihr diese Aussicht nicht mißfallen würde.

Mederic mußte länger als eine Stunde unterhandeln und plädiren, dem Mann, der schwankte, und der erbitterten Frau antworten. Endlich erlangte er, daß ihn Onkel Benoit am nächsten Tage nach Paris begleiten würde, und als Stell-dich-ein wurde Dissel bestimmt, von wo aus man gemeinsam fahren würde.

Natürlich kam Mederic zuerst auf dem Bahnhof an, und als er Benoit Sibourdel erscheinen sah, ging er ihm entgegen, um ihm seine Fahrkarte zu übergeben.

„Sie müssen wissen, daß ich nur dritte Klasse fahre,“ sagte Benoit, seine Karte ansiehend.

„Ich fahre nur erste.“

„Nun, wenn es so ist . . .“

Und er steckte sein Billet ohne weiteres ein. Da der junge Mann einmal bezahlt, so wollte er weder feilschen, noch darauf bestehen, in einen Wagen dritter Klasse einzusteigen; das würde nicht höflich sein, und Gott sei Dank, er kannte die Höflichkeit!

In Paris wurden sie nach zweistündigem Warten in das Zimmer von Droche eingeführt und Mederic nahm zuerst das Wort:

„Das ist Herr Benoit Sibourdel, der Sie mit der Verteidigung seiner Nichte, Frau La Baupalière, beauftragen möchte.“

Und er legte die Sache so dar, wie er wünschte, daß Droche sie sehen sollte, und als der Advokat die Verteidigung angenommen hatte, legte er auf den Schreibtisch ein Päckchen Banknoten, die Sibourdel mit erstaunten Augen betrachtete.

„Das ist ein Vorschuß,“ sagte er.

Sobald sie draußen waren, glaubte Sibourdel eine Bemerkung machen zu müssen:

„Wie? Ohne zu handeln, ohne sich eine Quittung geben zu lassen! Er hätte ja Lust zu der Sache haben können, er würde vielleicht noch etwas dafür bezahlt haben, um sie zu bekommen!“

Er beruhigte sich erst, als ihn Mederic einlud, mit ihm zu Mittag zu speisen.

Auf der Heimreise wollte Sibourdel in Dissel aussteigen, allein Mederic, der durch ihn Nachrichten von Hortense zu erlangen wünschte, bestimmte ihn, bis nach Rouen mitzufahren. Das Gesuch Sibourdels, seine Nichte sprechen zu dürfen, wurde jedoch abgelehnt, da der Gefangenen, so lange die Voruntersuchung schwebt, keine Verbindung mit der Außenwelt gestattet werden dürfe.

Mederic grämte sich um so mehr über die Strenge der Haft, in der seine Freundin gehalten wurde, als er gleichzeitig den bittersten Vorwürfen seiner Angehörigen und dem Gespött aller seiner Bekannten ausgesetzt war.

„Wissen Sie auch schon,“ hieß es, „daß der junge Artaut sterblich verliebt in die Gistmischerin von Dissel ist? Er thut unglaubliche Schritte zu ihren Gunsten.“

„Sie ist demnach sehr verführerisch?“

„Sagen Sie lieber: er ist sehr einfältig.“

„Oder sehr verdorben.“

Man genierte sich auch keineswegs, ihm gegenüber Erstaunen und Mitleid, ja bisweilen Verachtung kundzugeben;

das war ihm übrigens gleichgültig, denn er dachte überhaupt nicht an sich, sondern war im Geiste immer nur mit ihr beschäftigt. —

Die Eröffnung der Sitzung war auf neun Uhr vormittags anberaumt, aber schon um acht Uhr früh war der Saal, als man die Doppelthüren öffnete, bereits bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Präsident hatte zwar keine Karten ausgegeben und jede Begünstigung verweigert, aber auf Verwendung der Richter, Anwälte, Geschworenen, ja selbst der Angeklagten, waren immer mehr Leute auf dem Hinterwege des Zeugeneintrittes zugelassen worden. Die ganze elegante Gesellschaft der Stadt, das „Tout Rouen“ hatte sich Stell-dich-ein gegeben und sah sich mit Vergnügen vereint, wie zu einer Premiere. Die helle Farbe der Damenhüte orientierte die neugierigen Mäde, und verwundert grüßten die Bekannten einander mit Zurufen und Winken. Die Damen, wenn sie irgend einen Platz errungen hatten, brachten ihre Toilette wieder in Ordnung und beklagten sich dabei, wie sie von der eindringenden Menge gestoßen und gequetscht worden seien; draußen lärmten übrigens noch immer die Hunderte, die vergebens Einlaß zu erlangen suchten. Unter den Bevorzugten im Saale fiel auf den ersten Blick ein brünetter ganz junger Mann mit blassen Zügen und ernstem Gesichtsausdruck auf, der sorgfältig gekleidet darsaß und von allen mit Spannung gemustert wurde, sobald sein Name von Dank zu Dank lief:

„Mederic Artaut!“

Allein er war so von seinen Gedanken eingenommen, daß er nichts sah und nichts hörte, und wie jemand, der schon vorher genau weiß, wohin er geht, lenkte er seinen Schritt nach den Bänken der Geschworenen, die sich der Anklagebank gegenüber befanden. Dort wurde ihm auch sofort vom Gerichtsdiener ein Sitz angewiesen; offenbar hatte Mederic zeitig die nötigen Schritte gethan, um sich einen Platz gegenüber Hortense zu sichern, so daß sie, wenn sie sich an die Geschworenen wandte, die Augen auf ihn gerichtet hielt und er mit einem unmerklichen Zeichen, mit einem Blick sie ermutigen und stärken konnte.

Bevor die Angeklagten in den Gerichtssaal eingeführt wurden, fand die Loosziehung der Geschworenen statt. Diese Formalität bot sofort für die beiden Verteidiger eine Gelegenheit zu zeigen, wie sie ihre Rolle auffaßten: während Saint-Gélier, der Anwalt La Baupalières, diejenigen Geschworenen ablehnte, von denen er nicht annehmen konnte, daß sie eines vernünftigen Urteils fähig seien, wies Droche, der Verteidiger Hortenses, umgekehrt gerade diejenigen zurück, deren Lebensstellung oder Erziehung auf eine etwas höhere Intelligenz schließen ließ; er gab die Erklärung dieser Taktik, indem er, als die Jury gebildet war, gegenüber seinem Kollegen bemerkte:

„Wie ich sehe, glauben Sie an die Kapacitäten; ich ziehe im Gegenteil die Dummköpfe vor und bin froh, daß Sie mir noch eine genügende Zahl von solchen übrig gelassen haben.“

Als die Angeklagten in den Sitzungssaal eingeführt wurden, richteten sich augenblicklich alle Vergnonns und Operngläser wie die Gewehrläufe eines Regiments auf sie.

Beide waren schwarz gekleidet: La Baupalière, in einem knapp anliegenden, zugeknöpften Rock, trug dunkelgraue Handschuhe; Hortense erschien, wie gewöhnlich, in einem sehr einfachen Kleid, über dem sie einen Tuchmantel trug, und mit einem Kapotthut ohne Bindebänder, der ihr leichtgefräuselltes Haar sehen ließ. Der Notar schien durch die fünf Monate Untersuchungshaft schwer niedergedrückt; sie hingegen sah so jugendlich und frisch aus wie am Tage ihrer Verhaftung. Auch hatte sie bei den Herren einen lebhaften Erfolg.

„Aber sie ist ja sehr niedlich!“ hieß es.

„Einnehmend!“

„Sehr chic!“

Die Frauen im Gegenteil bemerkten vor allem ihre Mängel und kritisierten dieselben mit unerbittlicher Sicherheit und Strenge. Eine Dame sagte zu den neben ihr sitzenden Herren:

„Was Sie einnehmend an ihr finden, das ist nur das Prestige, welches ihr das Verbrechen verleiht. Als ehrbare Frau würde sie Ihnen unbedeutend vorkommen; als Verbrecherin wird sie herausfordernd.“

„Ist sie wirklich eine Verbrecherin?“ wandte ein Zuschauer ein. Ein anderer meinte:

„Sie müssen berücksichtigen, daß Courteheuse ein äußerst roher Mensch war.“

„Also darf man die Männer, die nicht mehr gefallen, ohne weiteres umbringen?“

Hortense schien durch die auf sie gerichteten Gläser nicht im geringsten verwirrt, sondern wandte ihre Blicke sofort aufmerksam den Geschworenenbänken zu und entdeckte sofort Nederic, der sich erhob und sie achtungsvoll begrüßte. Sie dankte ihm mit einer lebenswürdigen Handbewegung und einem süßen Lächeln.

Ein Geräusch entstand nunmehr im Saale. Die Geschworenen wurden von einem Gerichtsdiener, der ein Blatt Papier in der Hand hielt und um sie herumlief, wie ein Schäferhund um seine Herde, an ihre Sitze geleitet, dann wurde mit lauter Stimme der Gerichtshof angekündigt. Der Präsident nahm mit leutseliger Würde seinen Sitz ein, hieß die Geschworenen ebenfalls Platz nehmen und befragte dann die Angeklagten um ihre Namen und Vornamen, ihr Alter, ihren Beruf, Wohn- und Geburtsort.

La Vaupalière antwortete mit dumpfer Stimme, Hortense laut und vernehmlich, so daß man jedes Wort im entferntesten Winkel des Saales verstehen konnte.

Hierauf schritt man zur Vereidigung der Geschworenen, und als diese beendet war, hätten nach dem herkömmlichen Gange der Verhandlung zuerst die Angeklagten vernommen werden sollen. Allein zu allgemeiner Verwunderung erklärte der Vorsitzende, er werde diesmal von dem Gebrauche abweichen.

„Während der ganzen Untersuchung,“ sagte er, um diese Anordnung zu begründen, „hat die Angeklagte auf die an sie gerichteten Fragen teils die Antwort überhaupt verweigert, teils auf ausweichende und widersprüchsvolle Art geantwortet und das, was sie in einem Verhör angegeben, am folgenden Tage widerrufen. Unter diesen Umständen würde es unserer Vernehmung an der Grundlage festgestellter Thatsachen fehlen. Wir werden daher zunächst die Zeugen hören. Diese werden Ihnen mit voller Aufrichtigkeit die Sache darlegen und so werden wir, wie es meine feste Ueberzeugung ist, die Wahrheit an den Tag bringen, ohne daß das Interesse der Angeklagten, noch das der Gesellschaft, welche sie anklagt, geschädigt wird. Es wird sozusagen von selbst Licht vor Ihren Blicken werden. Allerdings wird diese Methode Ihrerseits eine anhaltendere Aufmerksamkeit erheischen, allein in den wenigen Tagen, während deren wir in diesem Saale gemeinsam beraten haben, ist es mir zur Gewißheit geworden, daß Ihre Aufmerksamkeit auf derselben Höhe steht, wie ihre Gewissenhaftigkeit und Ihre Befähigung. Gerichtsdiener, rufen Sie den ersten Zeugen auf!“

Während der Pause, die nun durch das Hinausgehen des Huissiers entstanden, tauschten die Zuhörer ihre Meinungen aus.

„Wenigstens kann man dem Präsidenten nicht vorwerfen“, bemerkte man, „die Angeklagten durch ein mehrstündiges Verhör abgemartert zu haben.“

„Dafür hat er sich die Gunst der Geschworenen in vollem Maße erobert; sehen Sie nur, wie sie sich in ihrer Befähigung und in ihrem Gewissen aufblähen! Sie sind stolz darauf, einen Vorsitzenden zu haben, der vor ihnen bescheiden in den Hintergrund tritt.“

„Er ist schlau, Ihr Präsident“, sagte Droche, indem er sich nach seinem Kollegen hinbeugte.

„Verlassen Sie sich darauf, er wird uns mit noch mehr derartigen Stücken aufwarten.“

XXII.

Der erste Zeuge, den der Gerichtsdiener vor die Schranken führte, bezeichnete sich als den Hausknecht eines Hotel garni der Rue Rossini in Paris.

„Der Angeklagte bewohnte ein Zimmer in Ihrem Hotel“, frug der Vorsitzende.

„Ja, Herr Präsident, vor zehn Jahren.“

„Wie lange wohnte er bei Ihnen?“

„Etwa ein halbes Jahr.“

„Warum ist er ausgezogen?“

„Er ist nicht ausgezogen.“

„Erklären Sie sich deutlicher, damit die Herren Geschworenen Sie verstehen können.“

„Ich meine damit, daß er zwar sein Zimmer nicht mehr bewohnt hat, aber doch jeden Tag kam und seine Briefe abholte, die er sich nach wie vor an die gleiche Adresse schicken ließ.“

„Er hatte demnach keine andere Wohnung?“

„Das weiß ich nicht.“

„Angeklagter, hatten Sie eine andere Wohnung, als Sie das Haus verließen, in welchem der Zeuge angestellt war?“

„Ohne Zweifel.“

„Warum ließen Sie sich dann nicht Ihre Briefe nach Ihrer neuen Wohnung schicken?“

„Weil ich nicht wollte, daß jedermann meine Adresse wisse.“

„Warum nicht?“

„Um nicht belästigt zu werden.“

Der Präsident wandte sich wieder dem Zeugen zu:

„Wie lange Zeit hindurch hat sich der Angeklagte seine Briefe nach Ihrem Hotel adressieren lassen?“

„Sechs oder sieben Jahre lang.“

„Also während dieser ganzen Zeit,“ bemerkte nun der Präsident gegen La Vaupalière, „hatten Sie keinen Wohnsitz, wenigstens keinen eingetragenen. In Ihrem achtzehnten Jahre, als Sie das hiesige Lyceum verließen, siedelten Sie nach Paris über, um die Rechte zu studieren. Statt im Quartier latin zu wohnen, wie alle fleißigen Studenten, ziehen Sie nach der Rue Rossin, das heißt in ein Viertel, in welchem man mehr dem Vergnügen als der Arbeit lebt. Dann, nach einem halben Jahre, verlassen Sie diese bescheidene Wohnung. Wo hielten Sie sich von da an auf?“

„Bald hier, bald da.“

„Geben Sie Ihren Aufenthalt genauer an!“

„Das wäre nach so langer Zeit sehr schwierig. Uebrigens kommt doch auf diesen Punkt, sollte ich denken, wenig an.“

„Ich begenteil,“ unterbrach ihn der Generalanwalt, dieser Punkt ist von entscheidender Bedeutung, und wir werden das beweisen!“

Diese Worte wurden mit dem schönsten südfranzösischen Accent hingeworfen, mit langrollendem „r“ und starker Betonung der Endsilben, die wie ein Feuerwerk prasselten. Die Zuhörer und selbst die Geschworenen konnten sich nicht enthalten, über die den meridionalen Redner zu lächeln.

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen“, bemerkte der Vorsitzende in fast wohlwollendem Tone, „daß Ihre Weigerung, auf diese Frage klar und bestimmt zu antworten, in einer für Sie ungünstigen Weise ausgelegt werden kann; wenn Sie nicht angeben, wo Sie während mehr als sechs Jahren gewohnt haben, so wird man daraus schließen, daß Sie bei Frauenzimmern wohnten, auf deren Kosten Sie lebten.“

„Hätte ich auf Kosten von Frauenzimmern gelebt, so hätte ich nicht mein mütterliches Erbgut verthan.“

„Die Verschwendung schließt keineswegs die Habgier aus, gerade um sich die Mittel für übertriebene Ausgaben zu verschaffen, sucht man auf irgend eine Weise zu Geld zu gelangen. Die Anklage wird die Behauptung vertreten, daß Sie seit Ihrem einundzwanzigsten Lebensjahre, nachdem Sie Ihr mütterliches Erbe durchgebracht hatten, Ihr hübsches Gesicht und Ihr verführerisches Wesen ausgebeutet und vom Vermögen Ihrer Geliebten gelebt und daß Sie sich dadurch Wohnheiten angeeignet haben, welche Sie in Dissel fortsetzten und denen Sie es verdanken, daß Sie auf dieser Bank sitzen.“

„Die Anklage wird das beweisen müssen. Es mag sein, daß ich mit Geliebten zusammen gewohnt habe, aber die Wohnung war stets auf meinen Namen gemietet.“

„Das braucht nicht notwendig zu beweisen,“ antwortete der Vorsitzende gutmütig, „daß Sie die Miete auch wirklich bezahlt haben. Das sind freilich eher pariserische Sitten, als solche der Provinz.“

Diejenigen, welche daran dachten, jetzt die Mienen der Geschworenen zu beobachten, konnten sehen, daß die auf den ersten Blick so einfältig provinzial erscheinende Bemerkung genau die Wirkung auf sie ausübte, welche der Präsident beabsichtigte:

„Pariser Gesindel, diese Angeklagten, weiter nichts.“

Der Verteidiger Droche irrte sich darin nicht.

„Jetzt öffnet sich der Sack der Bosheiten!“ sagte er leise zu Saint-Hélier.

Nach zwei weiteren Aussagen über das Vorleben La Vaupalières gelangte man zum Verhör der Zeugen aus Dissel und Rouen. Zuerst erschien die Magd Celine vor den Schranken. Obwohl es ein Normanne war, der diese Normännin mit zäher Geduld ausfragte, so vermochte er doch nicht das geringste aus ihr herauszubringen; sie wiederholte mit stierem Gesichte die an sie gerichteten Fragen, suchte mit nichtsagendem Lächeln, was sie darunter verstehen und

darauf sagen sollte, und brachte schließlich ein: „Das könnte schon sein“ hervor, das weder eine Bejahung noch eine Verneinung war. Ein anderer Vorsitzender hätte an dieser komischen Person Gefallen gefunden und seinen Spaß mit ihr getrieben. Er hütete sich aber wohl, dies zu thun, da einige normännische Bauern unter den Geschworenen saßen und es übel aufgenommen hätten, wenn er als ein Verspottter ihrer landsmännischen Eigenheiten erschienen wäre. Höflich hieß er sie Platz nehmen.

„Danke schön, bin nicht müde,“ erwiderte sie unter der Geiterkeit der Zuhörer.

Ein Apotheker des Plazes Cauchoise war der nächste Zeuge. Als die illustrierten Zeitungen des Bildnis La Baulpalières veröffentlicht hatten, war ihm dessen Neflichkeit mit einem Kunden aufgefallen, der eines Abends ein Fläschchen Sulfonal gekauft und sich eingehend über die schlafbringenden Wirkungen dieses Mittels erkundigt hatte: binnen welcher Zeit es Schlaf bringe, wie lange der Schlaf dauere zc.

„Erkennen Sie in dem Angeklagten Ihren damaligen Kunden wieder?“ frug der Vorsitzende.

„Aufs allerbestimmteste.“

„Bestreiten Sie, daß Sie bei diesem Apotheker Sulfonal gekauft haben?“

„Warum sollte ich es bestreiten? Sulfonal ist kein Gift.“

„Jedenfalls versetzt es aber den, der es einnimmt, in einen tiefen Schlaf, während dessen er nichts von allem, was um ihn her vorgeht und gesagt wird, weiß, so daß man in sein Haus kommen und dort treiben kann, was man nur will, ohne daß er etwas davon wahrnimmt; die Wirkung des Sulfonals ist also gewissermaßen ein vorübergehender Tod. Wenn nun derjenige, welcher dieses geheimnisvolle Medikament verabreichte, daran durch irgend eine Ursache verhindert wurde, so konnte er mit immerer Notwendigkeit dahin getrieben werden, anstatt des vorübergehenden den wirklichen und endgiltigen Tod, anstatt des Sulfonals Arsenik zu geben.“

„Das wäre erst zu beweisen.“

„Und es wird bewiesen werden,“ bemerkte der Generalanwalt.

„Die Herren Geschworenen werden begreifen, daß ich den Versuch dieses Beweises abwarten will, bevor ich auf ihn antworte.“

(Fortsetzung folgt.)

## Wiener Oper.

Es ist eine beliebte Beschäftigung nicht nur des Weltbummlers, sondern auch des Schollenlebers, charakteristische Verschiedenheiten von Nationen und Volksstämmen, von Ländern und Städten zu suchen und zu bereden, dabei die Objekte so kritisch zu vergleichen, daß womöglich immer das eine seinen Rang vor dem andern bekommt. Diese Liebhaberei ist begreiflich: nicht nur wegen des allenthalben lebendigen Dranges, zu werten und zu kritisieren, sondern auch wegen der seelischen Erscheinung, daß uns an einer Mehrzahl bekannter Vorgänge die Verschiedenheiten stärker auffallen als das Gleiche. Der Reisende bemerkt sofort etwa eine Abweichung von der ihm zuletzt bekannten Coupéform und läßt die großen Uebereinstimmungen alles Eisenbahnbaues unbeachtet; der Erforscher des Volkslebens steht aufmerksam vor den Ungleichheiten zwischen Deutschen und Franzosen, zwischen Norddeutschen und Süddeutschen, zwischen Berlin und München und übersteht das Gemeinsame. Daß aber dieses Gemeinsame weit mehr vorhanden ist, als man zunächst glaubt; daß die augenfälligen und selbst die feineren Verschiedenheiten in ihrer Bedeutung zurücktreten hinter das Gleiche und insbesondere hinter die überall gleichen Verschiedenheiten; daß vornehmlich der sociale und der künstlerische Jammer — um die Sache kurz so zu nennen — nicht viel variiert, ob es sich nun um Berlin oder Paris, um Manchester oder Wien, um Norweger oder Bajawaren handelt: das leuchtet heute den Kennern nun doch immer unmittelbar ein.

Und dessen mußte ich mich auch erinnern, als ich im „K. K. Hof-Operntheater“ zu Wien saß und das Abklingen der Berliner Musiklänge benützte, um anderswo Vergleiche mit daheim zu holen. Ich horchte, wie sie da singen und dort singen, und konnte die Abweichungen nun einmal nicht so wichtig finden wie die Gemeinsamkeiten, daß da wie dort nur wenige Sänger dem, was gesangstechnisch und schauspielerisch gut möglich wäre, nahe kommen, daß die hohen Frauenstimmen schrill, die höheren Männerstimmen forciert, die tieferen grunzig klingen, daß die Uebergröße eines Opernhäufes die nicht völlig gut gebildeten Stimmen mordet, und daß wir endlich und erstens in unseren Operntheatern nur wenig von einer dramatischen Darstellung und desto mehr von einer oratorienhaften Sängerpisode haben. All das zu ignorieren, ist gerade der ständige Musikreferent am meisten in Gefahr. Er soll ja täglich oder wöchentlich sagen, wie es diesmal oder an dem einen Orte war, und seinen Lesern nicht immer wieder

damit kommen, daß eigentlich unsere ganze Musikpflege nach seiner subjektiven Meinung und nach der objektiveren Einsicht des künftigen Historikers in den und den Richtungen verfehlt sei. Steht er jedoch einmal vor einer Ferialaufgabe, dann darf er sich wohl für all diese Zurückdrängung seines allgemeineren Schmerzes schadlos halten.

Gar erst, wenn der Vergleich die heimischen Uebel erst recht hervortreten läßt. Wenn in Wien zu lesen ist, daß Hugo Wolf's Oper „Der Corregidor“ in Mannheim und Prag aufgeführt wird, so erinnern wir uns, wie wir in Berlin lesen, daß etwa ein neuer Urprütz oder d'Albert oder S. Wagner oder ein neu hervorgezogener Verlioz dort und dort fern von der Weltstadt zur Geltung kommt. Wenn in Wien geklagt wird, daß man, wie es heißt, einen Maherhofer „in der Verlesung verschwinden ließ“, so denken wir wehmütig an die in Berlin Verlesenen, an Weg und an die Sucher. Wenn in Wien vor kurzen die Neucinstudierung von „Fra Diavolo“ unterbrochen werden mußte, weil beim Proben einem Sänger die Vorhangstange auf den Kopf fiel, so sehen wir, daß man hier wie dort veräumt, wichtigere Rollen doppelt zu besetzen, und daß man die unsäglich einfache Einrichtung, den Vorhang wagerecht auseinander, statt lotrecht auf- und abgehen zu lassen, anscheinend mit einem gewissen „Instament“ noch immer verachtet. Und wenn trotz aller Anläufe zu schlicht natürlicher Darstellung die Bühnenpersonen in jedem Opernhaus so thun, als befände sich an der Vorderseite des Podiums ein wichtiger Bestandteil der Scenerie, etwa ein schützendes Götzenbild, das sie anfangen müßten, während hier vielmehr ihre Darstellungswelt zu Ende ist und die wirkliche Welt, das Publikum, beginnt — wenn dieser widernatürlichste Opernmissbrauch in Wien ebenso wiederkehrt, wie man ihn auf italienischem oder französischem oder sonst einem Boden kennt: so ist dies für die einzelne Oper, die wir daheim täglich sehen, keine Spur einer Entschuldigung, geschweige einer Rechtfertigung.

Immerhin bleibt des Unterschiedlichen genug. Vor allem das „Haus“. Die Wiener Oper besitzt zu ihrer wohl noch immer nicht zerstörten Bedeutung der vielleicht ersten Opernbühne der Welt, auch ein Gebäude allerersten Ranges. Welche architektonische und dekorative Pracht gegenüber dem büreauhaften Gebäude Unter den Linden; welche Raumweite, Bequemlichkeit und heimliche Eigenart dieses „vierten Stodes“, dessen Anblick bei der „Götterdämmerung“ der Maler D. Friedrich in der jetzigen Wiener „Secessions“-Ausstellung so glücklich wiedergegeben hat! Aber nun auch der Fluch des zu großen Raumes gegenüber einem mäßigeren Betrag dieses Uebels in Berlin! Ich habe die mir längst gut bekannte Wiener Oper diesmal wieder von „unten“ und von „oben“ angeschaut und angehört und der guten Musik eben so gefreut, wie die Aussicht betrauert, daß einerseits intimere Wirkungen hier kaum je zu erzielen sein werden, und daß andererseits viele der hier waltenden Singstimmen in geraumer Zeit „ausgeschrien“ sein werden. Dann wird es wie immer heißen: Fräulein soundso hat durch einen unerklärlichen Zufall ihre schöne Stimme verloren und giebt nun „Stunden“. Soll vielmehr heißen: Fräulein soundso hat durch eine allenthalben wiederkehrende Notwendigkeit ihre von vornherein nicht ganz richtig gebildete Stimme in dem großen Hause schneller, als es anderswo ginge, ausgefungen und will nun das Uebel fortpflanzen. Daran mußte ich ganz besonders denken, als ich in Wien zweimal die Sopranistin Fel. Michalek hörte, die über eine anmutige Darstellungskraft und über ein großes Stimmmaterial verfügt, aber schon jetzt in blühender Jugend und nach erst kurzer Thätigkeit in dem großen Hause so „schreit“, daß nur mit Wangen an das weitere zu denken ist.

Indessen besitzt die Wiener Oper derzeit ein der Berliner wohl weit überlegenes Sangespersonal. Von den Sängern hörte ich noch die altbewährte Frau Kaulich und die über eine treffliche, wenn auch nicht immer ausgezeichnete Koloratur verfügende Frau Saville, beide der erstgenannten an Milde des Tones über. Unter den Sängern bedarf wohl der Bariton Reichmann nicht erst einer Bestätigung seines Beltruhmes; sein ideal gebildeter Gesang und sein meisterhaftes Spiel als „Wilhelm Tell“ verringerten die Langweiligkeit dieser halb italienischen und halb neuromantischen Oper und ihrer halb altoperhaften und halb neudramatischen Darstellung. An Bässen herrscht in Wien traurige und trotz Suchens anscheinend kaum bezwingbare Not; die übervolle Stimme G. renggs und die Geschicklichkeit H. ejsch können nicht alles thun. Neben dem mit Recht beliebten Tenor Schmedes, der die Titelrolle im „Bärenhäuter“ lebensvoll verkörperte, erschien mir als „Arnold“ im „Tell“ Herr Schrödter, wiederum bei aller Anerkennung des Materials, als der Typus des Tenoristen, der seine Höhe erzwingen muß und, wohl infolge dessen, sich so übernimmt, daß häufig ein „Unglück“ bevorsteht.

Für Berlin geradezu vorbildlich ist in Wien der Chor. Er war bereits stark „herunter“, wurde aber in den letzten Jahren auf eine prächtige Höhe gebracht. Er singt und klingt nicht nur gut, sondern er ist auch auf eine sehr ungezwungene natürliche Bühnenhaltung eingepaßt. Nichts mehr von den widerwärtigen klassizistischen Arrondierungen, wie sie in Berlin den Eindruck eines Kunstsimulakrs machen. Im allgemeinen kann die Regie der Wiener Oper das beste an moderner Dramatik leisten. Allein sie thut es zu wenig. Solche Reihenaufstellungen wie in „Wilhelm Tell“, und zwar auch gerade dann, wann der Text ein „Bewegen in ungezwungenen Gruppen“ vorschreibt, machen dem künstlerischen Eindruck schlechthin ein Ende; und da wird für Neucinstudierungen in Wien ein Aufwand gemacht,

das; alles der Bewunderung voll ist. Doch erzielen diese Bemühungen wenigstens eines: ein ausgezeichnetes Ensemble.

Wie viel Verdienst an diesem Ensemble die Kapellmeister haben, deren leitende Wirksamkeit in Wien anscheinend weiter geht als die ihrer Berliner Kollegen, ist mir nicht ganz durchsichtig. Doch scheint der vielumstrittene Direktor Mahler ein scharfer Justizmeister zu sein und an dem Zusammenhalt und Glanz des Ganzen ein hauptsächlichliches Verdienst zu haben, wenn auch manche Klagen über Ungerechtigkeiten zu hören sind. Das Wiener Orchester bedarf wohl nicht erst einer Rühmung; der Besucher aus Berlin wird sich ganz besonders der guten Bläser freuen. Der Orchesterboden liegt höher als dort, was im rein Instrumentalen einen volleren Klang ergibt, aber auch wieder den alten Nachteil eines Ubertönens oder eines Verleutens der Sänger zum Forcieren erzeugt.

Das eine der beiden Stücke, die ich hier hörte, war der den Berlinern noch immer vorenthaltene „Värenhäuter“ von Siegfried Wagner. Er dürfte beim Publikum als keine gute Komposition gelten; Renner möchte jedoch nachdrücklich darauf aufmerksam, daß die Musik bei öfterem Hören beträchtlich gewinne. Von dem einen Mal Hören kann ich nur sagen, daß das ganze Werk den Eindruck eines sehr ernst und achtungswerthen Anlaufes zu einer neuen Kunstform, zur vollständigen Märchenoper macht, und dies läßt allein schon nachsichtig urtheilen. Auffällig ist allerdings, daß des Komponisten musikalische Schaffenskraft bald, fast schon mit der Ouvertüre erschöpft zu sein scheint. Auch der Text dieses, übrigens mit keinem Kategorien-Titel versehenen Märchens wird im Verlauf etwas unmärchenhaft nüchtern. Kurz, wir kommen über ein Schwanken zwischen dem und dem, zwischen Wollen und Können, zwischen Fortschritt und Stillstand noch nicht recht hinaus.

Und Sinnuma von allem: es ist der alte Jammer in Nord und in Süd, in West und in Ost. Innerhalb dieses Gleichen aber wäre unserer Berliner Opernleitung ein Lernen von dem, was man anderswo erreicht hat, dringend zu wünschen, auf daß wir wenigstens eine Opernbühne haben, die recht und schlecht so viel leistet, wie eben im heutigen Opernrahmen zu leisten ist. — 52.

### Kleines Feuilleton.

— **Kaffee und Cichorie.** Von den Fälschungen, die beim gemahlten Kaffee im Handel vorkommen, ist die Zusiingung von Cichorie die gebräuchlichste. Man kann aber mit einem einfachen weißen Filtrierpapier den Kaffee selber prüfen. Man legt das Filtrierpapier auf den Tisch, befeuchtet es leicht und streut den verdächtigen Kaffee darauf. Ein bis zwei Minuten nachdem man das gethan, sieht man, wie um einzelne Teilchen der Masse herum ein gelblich brauner Ring entsteht, und man erkennt daraus, daß wirklich Cichorie vorhanden ist. Die Cichorie mit ihrem porösen Gewebe zerseht sich sehr rasch im Wasser und färbt dasselbe, was beim Kaffee erst eine halbe bis eine ganze Stunde später bewirkt wird. Holt man dann mit einer Pinzette die betreffenden Teilchen heraus, so erkennt man weiterhin, daß sie sehr leicht zu zerdrücken sind und salzig schmecken. Die mikroskopische Untersuchung giebt dann die volle Gewißheit, daß man nicht nur mit der Fruchthülle zu thun hat, die man manchmal in schlecht gemahltem Kaffee noch findet — dieselbe schmeckt auch hier und da salzig, da sie vielleicht während des Transportes mit Salzwasser in Berührung gekommen ist — sondern mit der eingeschnuggelten Cichorie. —

### Theater.

— **r. Grober Unsuq.** Man wird es keinem Theaterverein verkübeln, wenn er sich seinen Vorstehenden warm hält und den Braven zum Geburtstag durch die Aufführung eines Stückes ehrt, das er, der um die Leitung der Vereinsgeschäfte so hochverdiente Mann, eigenhändig zu Papier gebracht hat. Derartige Spielereien treten erst unangenehm in die Erscheinung, wenn die Dilettantengesellschaft präventios wird und die Presse mit Einladungen behelligt. Und solches geschieht vornehmlich seit den Tagen, da die „Freie Bühne“ sich durch die Aufführung der Werke Gerhart Hauptmanns ein Verdienst erworben hat. Seitdem entstehen immer neue Vergnügungsvereine, die sich einbilden, daß sie es denen um Schlenker nachmachen und ihre Wechselbälge ungestraft in irgend einem öffentlichen Thorweg aufsehen können. Arg war es am Sonntag Mittag im Residenz-Theater. Dort hatte sich der Theaterverein „Dramatische Gesellschaft“ versammelt, dessen Mitglieder auf unbeschränkte Gastpflicht zum gegenseitigen Herausreichen satzungsgemäß verbunden zu sein scheinen. Es war die Reihe an einem Herrn Porizky, der sein Drama in drei Akten „Heilige Nacht“ benannt hatte. Die Vereinsangehörigen thaten Beifall, die herbeigelockten Zeitungsmenschen lachten ob der Kindereien, aber die „Dramatische Gesellschaft“ hatte ihren Zweck erreicht und einigen geplagten Redacturen den gerade um Mittag sich aufhellenden Sonntag verdorben. Das ist dumm und dreist zugleich. Einiges Aufsehen erregte es, daß ein wirklicher Schauspieler, Herr Ewald Bach vom Schillertheater, die Dilettanten durch seine Mitwirkung unterstützte. —

### Geographisches.

— Die Entstehung des Dollartbusens. Man schreibt der „N. B. Ztg.“ aus Emden: Als ein an der deutschen

Küste von den Elementen errungener Sieg über das „Gebild der Menschenhand“ ist die Entstehung des Dollartbusens zu verzeichnen. Dieselbe wurde seither nach alten Chroniken und mündlichen Ueberlieferungen auf die große Sturmflut vom 25. December 1277 zurückgeführt; auch wurden Sturmfluten der Jahre 1287, 1361 und 1377 als die schuldigen Katastrophen angesehen. Wie über die Zeit, so war man sich auch über die Art der Entstehung, ob diese plötzlich oder allmählich erfolgt sei, im Unklaren. Nach den im Jahrbuch der „Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Altertümer“ in Emden abgedruckten Ergebnissen der Forschungen von Bartels darf man aber als sicher annehmen, daß die obengenannten Sturmfluten, die allerdings ungewöhnliche Höhen erreicht haben dürften, an der Bildung des Dollarts nicht schuld sind, daß diese vielmehr erst später begonnen und sich über ungefähr zwei Jahrhunderte erstreckt hat; dem es liege aus den im Dollart untergegangenen Orten — deren Zahl Bartels nicht genau feststellen konnte (namentlich wegen der verschiedenen Schreibweise auf den alten Karten), aber wohl ungefähr 50 betragen wird — noch Nachrichten aus späterer Zeit in den Archiven vor. Wir dürfen als Ursachen der Dollartbildung ansehen: die Zertrümmerung einer vor der Küste Ostfrieslands gelegenen großen Insel Vant (1362—1395), von der die jetzigen Eilande Vorkum, Juist und Nordenev übrig geblieben sind; sodann den zu derselben Zeit eingetretenen Durchbruch der jetzigen Osterems. Das ganze 15. und 16. Jahrhundert hindurch währte die Dollartbildung und erst gegen Ende des Reformations-Jahrhunderts gelang es unter verzwiefelten Anstrengungen, dem weiteren Vordringen des Meeres dauernd Einhalt zu thun. Durch die bis jetzt vollendeten Eindeichungen ist der Dollart gegen seine frühere größte Ausdehnung (8 Quadratmeilen) zwar schon wieder um etwa zwei Drittel verkleinert, da er aber je näher der Ems desto tiefer ist, so nimmt der Anwachs an den Ufern nicht mehr so schnell zu, und es werden wohl noch weit mehr als hundert Jahre darüber vergehen, bis überall urbares Land an die Stelle der Wasserfläche getreten ist. —

### Humoristisches.

— **Geschäftsprincip.** Käufer: „Wieviel kostet wohl diese Base?“ — Ladenbesitzer: „Vierzig Mark.“ — Käufer: „Das ist mir zu teuer; adieu.“ — Ladenbesitzer (nachrufend): „Nennen Sie doch nicht gleich fort — wieviel möchten Sie denn dafür geben?“ — Käufer: „Höchstens fünfundschwanzig Mark.“ — Ladenbesitzer: „Gut, dann nehmen Sie sie für fünfundschwanzig Mark.“ — Käufer: „Das finde ich aber doch sehr eigentümlich; da haben Sie doch groß und breit angeschlagen: feste Preise!“ — Ladenbesitzer: „Ja, fest sind die Preise schon; aber daß ich deswegen einen Kunden wieder forgtchen ließe — ja fest sind sie doch nicht!“ —

— **In der Kleinstadt.** Fremder: „Sie, Nachtwächter, was bedeutet denn das? Jetzt hat die Kirchturm-Uhr eben siebzehn geschlagen!“

Nachtwächter: „Dann ist es ein Viertel auf eins.“

Fremder: „Wieso denn?“

Nachtwächter: „Ja sehn Se, unsere Uhr schlägt Sie ein bisschen langsam; erst schlägt se de vier Viertel vor voll, denn schlägt se de Zwölfe, macht zusammen sechzehn, inzwischen is es 'ne Viertelstunde später geworden, schlägt se also noch mal, macht siebzehn.“ —

— **Vors Publikum.** Herr (winkt einem Schusterjungen, der eine gellende Melodie pfeift): „Du, komm mal her; sage mal Zunge, weshalb steds Du Dir denn die Finger in die Ohren, wenn Du pfeiffst?“

Schusterjunge: „Ja, det Jefeise, des is bloß vors Publikum; denken Se denn, id habe Lust, det mit anzuhören?“ —

(„Lust. Bl.“)

### Notizen.

— Eine deutsche Ausgabe der Dichtungen Edgar Allan Poes wird im Herbst dieses Jahres im Verlage von S. C. Bruns (Minden) erscheinen. Sie wird besorgt von Hedda und Arthur Moeller-Brud und soll unter anderem neben vierzig seither unübersetzten Novellen den Roman „Gordon Rhms Abenteuer“ und die Kosmogonie „Heureka“ sowie eine umfassende kritische Würdigung Poes' bieten. —

— Der erst zweihundzwanzigjährige französische Dichter Raoul Guillard in Paris ist plötzlich gestorben. Ihm war von der Akademie für seine Dichtung „Biviane und Merlin“ ein Preis von 1000 Fr. zugesprochen; er hat aber nicht mehr erfahren, welche Auszeichnung ihm zu teil geworden. —

— Das Professorenkollegium der Wiener medizinischen Fakultät plant anlässlich des fünfhundertjährigen Bestandes ihrer Akten eine Feier, an der sich auch das medizinische Doktorkollegium beteiligen wird. —

c. e. Die erste Kartoffel ist nicht von Parmentier nach Europa gebracht worden, wie man gewöhnlich annimmt. Die „Nature“ veröffentlicht eine Untersuchung, aus der ersichtlich ist, daß der Botaniker Charles de l'Escluse, ein Belgier, schon 1589 die Frucht gezeichnet hatte. Eine Abbildung, die sich im Plantinmuseum zu Antwerpen befindet, stellt die Kartoffel in der Blüte dar mit einer lateinischen Erklärung, die in deutscher Sprache also lautet: „Zaratussi, aus Wien erhalten von Philippe de Sivry am 26. Januar 1588.“